



Zwischen Roger Waters und Guy Pratt

Colin Wilson

Vor knapp 25 Jahren zog eine Band in Australien aus, um ihren Helden Pink Floyd Tribut zu zollen. Unermüdlich auf Tour, füllt die Australian Pink Floyd Show inzwischen selbst große Arenen. Bassist Colin Wilson kommt die Aufgabe zu, die verschiedenen Bass-Persönlichkeiten des Originals in sich zu vereinen.

Text von Nicolay Ketterer, Bilder von N. Ketterer, The Australian Pink Floyd Show

Wer morgens mit „The Piper At The Gates Of Dawn“ aus der Morgendämmerung erwacht, mit „Ummagumma“ in den Spiegel blickt, nachmittags bei „Wish You Were Here“ sich Gleichgesinnte wünscht und sich letztendlich mit „Dark Side Of The Moon“ bettet, der hat ein Problem. Oder eine Leidenschaft. Oder beides.

Seit fast zwei Jahrzehnten sind die echten Pink Floyd Geschichte – sieht man mal von der einmaligen „Live 8“-Wiedervereinigung 2010 ab. Keyboarder Rick Wright starb vergangenes Jahr an Krebs, und abgesehen davon, dass David Gilmour gelegentlich manche Roger Waters Show spontan mit einem Gast-auftritt bereichert, dürfte es das wohl mit der gemeinsamen Zusammenarbeit gewesen sein. Waters führt seine Version, seine Vision der Pink Floyd Songs und Alben auf, und David Gilmour ist gelegentlich auf Tour mit einer bodenständigeren Rock'n'Roll-Version seiner Vergangenheit.

Eine Tribute-Band ist ähnlich wie der Amateurclub eines Fußballvereins, der die Profimannschaft systembedingt nie überholen kann. Das Selbstverständnis der Australian Pink Floyd Show richtet sich dann auch ganz nach der Reproduktion des Originals. Die Band existiert seit 1988, sie tourt unermüdlich, inzwischen jedes Jahr.

Die zehnköpfige Band ist mit drei Sattelschleppern unterwegs, die neben Backline und Tontechnik vor allem auch das ausladende Licht-Setup beherbergen. Pink Floyd, das war immer schon gigantisch, setzte Maßstäbe in Sachen optischer Unterhaltung. The Australian Pink Floyd Show will neben der akustischen Annäherung an das Original die Show als Gesamterfahrung, als Erlebnis vermitteln, ganz so, wie es früher war. Die Eintrittspreise liegen um 40 Euro.

„Das Tribute-Band-Konzept startete in Australien, weil die Leute ihre Lieblingsbands nicht sehen konnten. Etwa Pink Floyd, die

1994 auf ihrer ‚Division Bell‘-Tour gar nicht nach Australien kamen“, erzählt Bassist Colin Wilson. Das sei besonders in Adelaide im Süden des Landes gerne der Fall, wo sie herkommen, weil es eine kleinere Stadt ist. „Manchmal kommen Bands nach Sydney oder Melbourne, aber nicht nach Adelaide.“ Das Tribute-Band-Konzept kam daher, dass Leute ihre Lieblingsmusik hören wollten, aber keine Möglichkeit hatten, das Original zu sehen, sagt er.

Als sie 1993 nach England kamen, gab es dort noch keine Tribute-Band-Szene, erzählt er. „Den Begriff gab es damals noch gar nicht, das fing an, nachdem jemand den Begriff in einer Zeitung prägte.“ Während sie die nächsten zwei, drei Jahre in England waren, explodierte die Szene. „Tribute-Bands waren plötzlich überall, jede Nacht in der Woche, in jedem Club und von jeder Band.“ Niemand wusste, wie lange das gehen oder wie groß es werden könnte. Sie dachten, sie würden Pubs, vielleicht kleine Konzertbühnen spielen. „Wir



The Australian Pink Floyd Show live Foto: The Australian Pink Floyd Show

hatten keine Idee, ob ein Publikum in eine Arena kommen würde, um eine Tribute-Band zu sehen.“

„Im Fall von Pink Floyd stammen viele Fans aus den 1970ern. Deren Kinder waren mittlerweile aus dem Haus, sie wollten wahrscheinlich einfach wieder ausgehen und eine Band sehen, ihre Jugend wiederaufleben lassen.“ Auch gäbe es viele neue Pink Floyd Fans. Die Musik sei schließlich gut, sie überlebe die Zeit und fasziniere Leute beim ersten Hören genauso wie damals, meint Wilson.

Multiple Persönlichkeit

Colin Wilson kommt die Aufgabe zu, die beiden ehemaligen Pink-Floyd-Bassisten Roger Waters und Guy Pratt innerhalb der Show in sich zu vereinen. „Sie sind sehr unterschiedlich in ihrem Spiel. In der Roger-Waters-Ära waren die Bass-Parts sehr zurückhaltend, sehr simpel. Es ging nur um die Songs. Der Bass war da, um die Songs zu unterstützen. Es gibt viel Platz, viele wichtige Lücken, bei denen keine Noten gespielt werden. Sie machen das Feeling der Songs mit aus.“ Im Zusammenspiel hatten Drummer Nick Mason und Roger Waters einen sehr „gemütlichen“ Laid-Back-Stil, erzählt Wilson, fast hinter dem Beat. Das sei extrem wichtig, um das Feeling des Songs hinzubekommen, im Gegensatz zu einem treibenden Rock-Beat. Roger Waters hat seinen Sound durch einen Precision Bass, mit Plektrum gespielt, geprägt. „In den 1980ern, nach Roger Waters, hat die Band dann mit Session-Musikern gespielt. Das ergab modernere Bass-Einschläge, mit Tony Levin und Pino Palladino, der Fretless-Parts einspielte.“ David Gilmour hat ebenfalls ein paar Bass-Spuren eingespielt, auch bereits zu Roger Waters Zeiten, erzählt Wilson.

Songwriter als Bassist

Waters war kein Bassist des Bass-Spielens wegen, sondern ein Songwriter, der am Bass landete. Auch er habe über die Jahre seinen Stil und Sound verändert, erzählt Wilson, von der Syd-Barrett-Zeit am Anfang, über „The Wall“ zum „The Final Cut“-Album. Sein Spiel hat sich reduziert, gerade im Vergleich zu früheren Songs wie „See Emily Play“ und „Arnold Lane“, wo er komplexer spielt, mehr Noten und Gegenmelodien. In den klassischen 1970er Jahre Songs, „Us and Them“ zum Beispiel, seien praktisch nur zwei Noten vorhanden, der Grundton und die Dominante: eine Art, sich als Bassist weiterzuentwickeln, weniger zu spielen. „Er weiß, dass er all das an-



Wilson setzt auf Fender Precision Bässe

dere spielen kann, aber er muss es nicht, also lässt er es.“ Als Bassist mag Wilson diese Disziplin sehr. „Als Guy Pratt in die Band kam, wollte Gilmour wohl keine Roger-Waters-Kopie, sondern etwas Moderneres, Zeitgemäßeres, Schnelleres, einen neuen, frischen Sound.“ Die Sounds wurden anders, mit aktiven Bässen, weniger Laid-Back und mehr direkter auf dem Beat. „In unserer Show, da wir das ganze Material abdecken, muss ich versuchen, all diese Elemente zu inkorporieren. Gleichzeitig will ich nicht wie fünf unterschiedliche Bassisten klingen, sondern der Show Kontinuität geben.“ Dennoch muss er die Herangehensweise ändern, wenn sie einen Song vom „Dark Side Of The Moon“-Album spielen und im nächsten Moment einen von „The Division Bell“ oder „A Momentary Lapse Of Reason“. Am Ende liefe es immer auf die einzelnen Songs raus; man lerne den jeweili-



Sein schwarzer Preci hat einen Drop-D-Hipshot-Tuner, etwa für „Another Brick In The Wall“

gen so, wie er gehört, und beim nächsten hat man das dann abgehakt.

„Die Leute wollen Pink Floyd hören, wie sie die Songs von früher gewohnt sind. Wenn sie tagsüber ‚Dark Side Of The Moon‘ oder ‚The Wall‘ im Auto hören auf dem Weg zu unserer Show, wollen sie die Songs genau so hören.“ Nächstes Jahr gehen die Australier gar mit einer Konzert-Version des 1973er Konzept-Albums „Dark Side Of The Moon“ auf Tour, zum 40-jährigen Jubiläum des Klassikers.

Sie ändern manche Dinge minimal oder arbeiten Live-Versionen ein, die sie auf alten Bootlegs gehört haben, aber sie versuchen, sehr exakt an der aufgenommenen oder von Pink Floyd live gespielten Version zu bleiben. „Es geht um das Einfangen der Sounds und der Atmosphäre, das alles in der Show zusammenzubringen.“ Sie wollen, dass die Leute aus der Show gehen und sich freuen, dass es genau wie das Original klingt. „Wenn man auf der Bühne das Arrangement ändert, ist das für den Original-Künstler in Ordnung, weil es ihre Musik ist und sie sie umdeuten können, wie sie möchten. Zum Beispiel haben Pink



Später 1970er Jahre Fretless Precision

Floyd bei einer Live-Version einen Reggae-Part in der Mitte von ‚Money‘ gemacht – aber wir denken, wenn wir das machen würden, wären alle Leute irritiert, die die Version nicht kennen, und würden sich wundern, was wir da treiben, anstatt die bekannte Version vom ‚Dark Side Of The Moon‘-Album zu spielen.“ Ken Taylor, den Peter-Maffay-Bassisten, haben sie am Vortag bei der Show in Frankfurt getroffen, der war begeistert von der Disziplin der Band, erzählt Wilson. Das sehen sie als Kompliment, weil es ihrem Ziel nahekommmt.

Von Roger Waters zu Guy Pratt

Bei „One Of These Days“ spielte Waters ein Delay, da es im Song die prägende Funktion für die Basslinie übernimmt. Im Studio war es ein Binson „Echorette“, mit dem Waters herumspielte, ein Song, der aus dem Soundeffekt heraus entstanden ist. Hier zeigt sich auch der Unterschied zwischen Roger Waters und dem späteren Ersatzmann Guy Pratt: Der Echo-Effekt wurde etwa live auf der „Delicate Sound Of Thunder“-Tour verstärkt herausgestellt, und Pratt slappte den Part, auf einem aktiven Bass, mit klaren harmonischen Obertönen, während Waters ursprünglich einen „Preci“ dafür verwendete, wohl mit einem Schlagzeug-Stick angeschlagen, wenn man Gerüchten glauben darf. Der Studio-Part besteht sogar aus zwei Bass-Spuren, eine, die erst kurze Zeit später einsetzt, als Doppelung,



Boss GT-10: Gitarren-Effektpedal als Bass-Soundzentrale, samt Amp-Simulationen

von David Gilmour gespielt. Wilson entschied sich grob für die Roger-Waters-Variante, spielt sie mit einem Plektrum, wie beim „Live At Pompeji“-Musikfilm von 1972, für ihn die ultimative Version des Songs.

„Preci“-Welt

Wilson benutzt drei Fender Precision Bässe bei der Show: einen früheren japanischen, bei dem ihm die Mittenwiedergabe besonders gefällt, einen späteren 1980er Jahre Japan-Bass, den er für „Another Brick In The Wall“ und „Keep Talking“ benutzt, weil der Bass besonders mit einem Drop D-Tuning sehr gut klingt, und einen späten 1970er Jahre USA Fretless spielt er bei „High Hopes“, „On The Turning Away“ und „Hey You“. Der ist

nahm kein Bass-Multieffekt, weil die Effekte von früher, die auf den Aufnahmen benutzt wurden, auch keine speziellen Bass-Effekte, sondern „Gitarren-Tretminen“ waren; einen Bass-Verzerrer oder EQ gab es damals nicht. Etwa der Phaser auf „Sheep“ oder in der Mitte von „One Of These Days“. Das helfe, um die Sounds wirklich „alt“ klingen zu lassen. „Bass-Effektpedale konzentrieren sich meiner Meinung nach zu sehr darauf, nichts vom Bass-Anteil zu verlieren, und am Ende klingt das Ergebnis dann zu basslastig.“ Er wolle von dem Bass-Anteil etwas verlieren, mehr mittensbetonter, weil das der Klang ist. So wie bei einem Bass-Verzerrer die Tiefbässe verzerrt stören. Er hat noch ein zweites dabei, als Backup.



Bühnenprojektion mit umgearbeitetem „Wish You Were Here“-Logo
Foto: The Australian Pink Floyd Show

allerdings ein recht schweres Exemplar und Wilson ist froh, dass er ihn nicht die ganze Show über umhängen hat. „I’m a Precision Bass player all the way!“, schmunzelt Wilson. Früher hatte er einen aktiven Status Fretless Bass dabei, den er an sich gut fand, allerdings fand er den Wechsel vom Preci zum Status zu unterschiedlich, mit dem anderen Spielgefühl, der Art, wie der Bass am Gurt hing, dem Sound – deswegen hat er sich den Fretless Preci zugelegt. Das Output-Level ist das gleiche bei den verschiedenen Bässen. „Das macht alles etwas einfacher, und wenn man tourt, sollte das Setup so einfach wie möglich sein, damit es auch problemlos jeden Abend funktioniert.“ Von aktiven Bässen kam er weg, weil er bei Klangunterschieden im Setup als erstes den Batteriestand anzweifelte.

Gitarren-Board als virtuelle Verstärkung

Colin Wilson verwendet ein Boss GT-10 Pedalboard mit etwa zehn programmierten Sounds, die unterschiedliche Amp-Setups nachbilden. „Es gibt ‚alte‘ Sounds für die alten Songs, cleane und aggressive Sounds.“ Er

Das Pedalboard geht über eine DI-Box zum Mischpult sowie über einen Splitter zu zwei Ashdown ABM-Amps, von denen einer als umschaltbares Backup dient. Der Amp-Sound über die beiden Ashdown 1x15 und 2x10 Zoll Boxen dienen ihm lediglich zum eigenen Monitoring und für das Spielgefühl: „Ich brauche das Gefühl bewegter Lautsprecher-Luft auf der Bühne.“ Das verstärkte Signal wirkt sich auch auf den Bass aus, wie der Ton reagiert, auf das Sustain der Noten, erzählt er. Das sei zum Beispiel auch ein ganz anderes Gefühl beim Aufnehmen, wenn man sein Signal im Studio nur über Kopfhörer hört, anstatt von dem Amp, der hinter einem steht.

Gesamtbild

Ein Mikrofon vor einem der Amps wäre zwar nicht schlecht, meint Wilson, aber im Mix passiere ohnehin so viel, da wäre es eher wichtig, ein problemloses, cleanes Bass-Signal nach vorne zu liefern, mit dem man gut arbeiten kann. Sie hätten den Platz und das Budget, ein riesiges Setup für ihn mitzunehmen, aber er will die Dinge nicht unnö-

tig kompliziert machen. Dass der Sound sich gut ins Gesamtbild einfügt, sei viel wichtiger als unzählige Amps. Viele der Gitarren haben sehr viele Bassanteile, die Keyboards haben viel Bass und die Bassdrum, da passt für Wilson ein Tiefmitten-betonter Bass-Sound besser ins Gesamtbild.

Zeitlosigkeit

Warum sich Pink Floyd nach wie vor so ungebrochener Beliebtheit erfreut? „Bei Pink-Floyd-Musik geht es um Platz, und heutige Musik ist mit Information überfrachtet. Wenn Leute zu einem Pink-Floyd-Konzert kommen, wollen sie das Gegenteil“, erzählt Wilsons Gitarristen-Kollege Steve Mac.

Der Sound soll exakt nach Pink Floyd klingen, in der Lichtshow haben sie Freiheiten, um sich als Tribute-Band eine eigene Identität zu geben. Bei „One Of These Days“ verwenden sie – je nach Location – manchmal „Skippy“, ihr aufblasbares hüpfendes Känguru. Das Konzert beginnt mit einer Einspielung von „Waltzing Mathilda“, dem berühmtesten australischen Volkslied, der inoffiziellen Nationalhymne. Bei der Sendersuche, dem Intro zu „Wish You Were Here“, erklingt kurz Men At Work, „Down Under“, das projizierte Platten-Logo von „Wish You Were Here“ zeigt

die gleiche Optik, nur mit einem stilisierten Känguru statt dem Handschlag zweier Roboter-Hände.

Klanglich sind sie sehr nah am Original: Steve Mac klingt wie eine jüngere, etwas unbedarftere Version von David Gilmour, wenn er singt. Passend zum jeweiligen Song wechseln sie sich beim Gesang ab, Sänger Alex McNamara übernimmt manche Parts, auch Colin Wilson singt einzelne Tracks. Die Live-Versionen sind so ausgestaltet, wie sie sich der Pink Floyd Fan erwarten würde – etwa „Another Brick In The Wall Part II“, mit den Suchscheinwerfern und dem Hubschrauber-Intro, ganz nach den früheren Pink Floyd Live-Shows. Colin Wilson spielt durchweg mit „Eiern“, druckvoll, in der jeweiligen Stilistik. Er schafft den Spagat, das jeweilige Original glaubwürdig nachzuvollziehen, in einen Kontext einzuverleiben, dem Gesamtprogramm Kohärenz zu verleihen, statt nach einer leblosen Kopie zu klingen. Gänsehaut kommt bei „One Of These Days“ auf, wo Wilson die entsprechenden Echo- und Hubschrauber-Tremolo-Sounds überzeugend liefert.

Die „Australian Pink Floyd Show“ bietet eine gelungene herunterskalierte Version einer



Markierte Griffbrett-Oberseite: leuchtgelbe Aufkleber zur Orientierung auf dunkler Bühne

Pink Floyd Show auf „Hallenebene“ mit viel Liebe zum Detail. Das Original kann die Band zwar nicht ganz ersetzen – trotz der passenden „Soundfindung“ besitzen die Musiker einen leicht anderen Eigenklang als die „Original“ – aber mit etwas Fantasie kann sich der Zuschauer der „echten“ Band ungeahnt annähern. Pink Floyd Drummer Nick Mason geht indes weiter; die Tribute-Band sei „sehr gut, wahrscheinlich besser als wir selbst“, ließ er sich bei BBC Radio 5 Live entlocken. Vielleicht schüchtert die Disziplin am Ende sogar ihn ein. ■

www.aussiefloyd.com

Anzeige

agUILAR[®]
AMPLIFICATION

Adam Clayton
plays **agUILAR** amps.

U2?



f Aguilar Germany
agUILARamp.com

► Gear
For
Bass